

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1908

242 (15.10.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 82

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 52. Karlsruhe, Donnerstag den 15. Oktober 1908. 28. Jahrgang.

Im Frankenland.

Das Sonderbarste im Leben ist, daß es doch eine Art Erfüllung gibt. Das Goethische Wort, daß man im Alter in der Fülle hat, was man in der Jugend wünscht, kann ja einen wegen seiner grenzenlosen Unwahrheit zum Aufbäumen bringen; und doch ist es wieder wahr. Mir wenigstens geht es oft so.

Ich weiß kein schöneres Lied in den Bergen zu singen als das Schöffelsche:

„Wohlauf, die Luft geht frisch und rein,
Wer lange sitzt, muß reiten.“

Wie oft haben wir es schon als Sechzehnjährige in die fahle Bergluft hinausgeschmettert und uns vom „heiligen Beit von Staffelsein“ unsere Sünden vergeben lassen! Aber jedesmal, wenn der Bers kam, daß wir in's Land der Franken fahren“ wollten, überfiel mich eine seltsame Sehnsucht nach diesen unbekanntem Gefilden Deutschlands. Die Begriffe gesund, herb, mannhaft, waren bei mir immer mit der Vorstellung fränkischer Lande und fränkischer Menschen verbunden. Was ist nur der eine von ihnen, Albrecht Dürer, für ein Kerl und wer kann nur ein einziges Mal durch Nürnberg gegangen sein, ohne die schwebelüchtige Wucht vereint mit der frohen Sinnlichkeit des Frankentums empfunden zu haben.

Wenn alle rassensphysischen Theorien und ethnographischen Gräbelein verschwunden sein werden, so wird immer das eine davon übrig bleiben: daß der Charakter und die Gemütsverfassung, kurz, der innere und äußere Typus des Menschen in allererster Reihe bestimmt wird durch die Scholle, auf welcher der Mensch geboren ist, und im weiteren Sinne durch die Landschaft, in der er wohnt. Die Freunde der Natur, die er teilen kann, oder ihre Gefahren, die er bestehen muß, das prägt sich wie ein Siegel auf weichem Wachs in den Gesichtern, in der Körpergestalt und natürlich auch in der Gesamtberanlagung der einzelnen Stämme eines Volks aus. Damit wird wieder die innere Zusammengehörigkeit der Menschheit noch die Gemeinschaftlichkeit großer politischer Ziele zwischen bestimmten Klassen einzelner Nationen in Frage gestellt.

Nirgends geht einem der Zusammenhang zwischen Natur und Mensch, Landschaft und Stamm, mehr auf, als im Frankenland. Häßlichkeit und Schwermüdigkeit, Intelligenz, vereint mit Tatkraft und gänzlicher Mangel an Sentimentalität, dabei eine etwas derbe Simmentreue, das ist, was sowohl das Volk der Franken, als auch sowohl seine bedeutenden Vertreter in der Geschichte, der Wissenschaft, in der Kunst auszeichnet. Es ist zum Beispiel gar kein Zufall, daß die bedeutenden Politiker in der Geschichte Badens nicht etwa gemüthvolle Alemannen, sondern tatkräftige Franken aus der Taubergengegend waren. Goethe, derjenige Mensch, welcher in höchstem Maße einen genialen Geist und eine unermeßliche Gemütsstärke mit nüchternster Tatkraft verband, war Mainfranke. Wer kann sich in der Parteigeschichte der Sozialdemokratie eine wohlthuerende, kräftigere Gestalt als den Franken Grillenberger denken? Es kann natürlich jeder deutsche Stamm große Männer für sich reklamieren; aber nie spiegelt sich der Geist der Landschaft so unverfälscht wieder, wie bei großen Söhnen Frankens.

Ein Stück Erde, dessen Hauptmerkmale Fruchtbarkeit des Bodens großzügige Schönheit der Hügelandschaft, schöner Schöpfung der Flußverläufe und ein nach allen Seiten hin weiter Blick über ruhvolle Fernen, das ist das Frankenland. Und dahin hat ein glückiges Geschick mich jetzt verschlagen, als ob es meine stille alte Sehnsucht endlich einmal beglücken wollte.

Ein charakteristischer Ausschnitt Frankens, den man als Teil fürs ganze nehmen kann, ist die Gegend zwischen Schweinfurth und Bamberg.

Schweinfurth ist eine jener deutschen Kleinstädte, die den alten Geruch nach Schildbürgeri nicht mehr losbekommen, obwohl der scharfe Luftzug der modernen industriellen Entwicklung auch durch sie gefahren ist. Neben schwebelüchtigen alten Patriarchenhäusern wackeln kleine, biedere Handwerkerhütten mit den morchen Giebeln. Aus ehrsamem Wirtschaften hängen einladende Schilder und hinter leis zurückgeschobenen alten Fenstervorhängen blicken späte alte Nasen neugierig hervor. Und um all dieses kleinstädtische Stilleben qualmen hohe Schöte von Fabriken, deren Tore jeden Morgen Arbeitermassen vom Lande einsaugen und abends entkräftet wieder ausspeien. Bekannt ist Schweinfurth durch sein giftiges Grün, durch seine großen Ohrenmärkte und durch Friedrich Müdler, von dem ich eben so wenig begreife, daß er aus Schweinfurth stammt, wie es Heinrich Heine je begriffen hat, daß Shakespeare ein Engländer gewesen sein soll.

Wenn man von Schweinfurth hinaus gegen Bamberg zu wandert, dann geht es einem auf, was eine ruhvolle Landschaft ist. Zwischen grünem Gelände, daß sich in sanften Bodenwellen bis zum Horizont erstreckt und steil ansteigenden mit hunderten von kleinen Luftbäusen geschnittenen Höhen, zieht die breite Landstraße, die Doppelspur des Schienenwegs und der ruhig, aber doch rasch fließende, gelbbraune Strom. In weiten majestätischen Bogen verliert sich das Silberband des Main in die Ferne. Oft sind über die langen Bodenwellen, Wiesen, Felder und Acker wie verschiedenfarbige Teppiche sanft hingelegt, oft sind sie von dunklen sanften Waldsäumen getront. Der milchblaue Himmel, das grüne Land und die goldbraunen Rebhügel sind alle von einem silbergrauen Nebel umwoben. Der hohe Feuchtigkeitsgehalt der Luft gibt den Landschaftsbildern am Main etwas von jenen fein opalisierenden Tönen, die wir so sehr in den Landschaften der alten Holländer bewundern.

Ein unbergeliches Bild, fast wie die Erscheinung einer Gralsburg ist der Blick auf das im Maintal gelegene Schloß Mainberg. Es liegt auf einem grünen, vorgeschobenen Hügel, der sich an höhere Nebberge anlehnt. Unter Baumkronen versteckt ducken sich zu Füßen des Schlosses die kleinen Häuser des Dorfes, als wären sie in seinem Schutz geborgen. Das graue Schloß selbst zeigt die Front dreier mächtiger Stufenriegel in der steifen, geradlinigen Frankengotik. Die verwitterten Kreuzblumen der Giebel sind von grünen Baumwipfeln umrauscht.

Das Schloß Mainberg hat seit tausend Jahren den Stürmen in diesem reichen Erdeminkel zugehört, hat das nie endende Waffenklingen in den Felchen der alten Reichsgrafen gehört, hat den üppigen Bischöfen von Würzburg als Sommerresidenz gedient, ist nach der Säkularisation vom bayerischen Staat veräußert worden, war eine Zeitlang Farben- und Tapetenfabrik und dient jetzt, soviel ich höre, einer freien Gemeinde von Menschen als Wohnsitz, die in aller Stille und Arbeit für sich das Problem des Lebens zu lösen versuchen.

Während der ganzen Wanderung Bamberg zu verläßt uns nicht der Strom. Wie ein Symbol des Lebens zieht er dem Wanderer entgegen. Flöße gleiten seinen Räden herab, auf zahllosen Fährten setzen Menschen und Vieh, ganze Heuwagen und 4 Ochsen davor oder Fuhrwerke mit schweren Klobigen Säulen über. In den kleinen Dörfern herrscht Herbstleben. Die Wagen fahren ein und aus. Ein wahrer Kindersegen quillt aus den Häusern. Nirgends sieht man so viele gesunde, stille und frohe Kinder, wie hier. Wie reich ist ein Land mit dem Blick rotbackiger Jugend! In Frankreich bin ich einmal durch ein großes Weindorf gewandert und habe zwei magere kleine Ribben gesehen. Man sehnt sich dort oft förmlich nach Kindern. Hier wimmelt. Dieses Blut stirbt nicht so bald aus. Die Väter und Mütter sind wie Gestalten aus Dürers

Grad, während die einer gewöhnlichen Gasflamme bei einer gleichartigen Prüfung die Temperatur von 1780 Grad zeigte, die auch noch einige Grade über dem Schmelzpunkt des Platin liegt.

Telephonieren und Signalgeben für fahrende Züge. Die Sicherung des Zugverkehrs wird naturgemäß wesentlich erleichtert, sobald es möglich ist, zwischen einzelnen Teilen eines fahrenden Zuges, sowie zwischen festen Punkten längs der Bahn zu telephonieren. Ein von F. L. Odenbach, Leiter einer meteorologischen Station in Cleveland, angegebenes Verfahren, das diesem Zwecke dient, ist im „Elektr. Anzeiger“ beschrieben. Es setzt den Zugführer beispielsweise in die Lage, zu erkennen, ob und mit welcher Geschwindigkeit vor oder hinter ihm ein Zug fährt. Er ist auch in der Lage, telephonische Signale zu empfangen, die nötigenfalls an ein Blocksystem angepaßt werden können. Viele Katastrophen haben die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, welche schwere Unheil droht, wenn zwei Züge auf demselben Gleis in gefährlicher Nähe geraten, ohne daß dies von den Führern wahrgenommen wird. Mittels der Odenbachschen Einrichtung signalisieren sich solche Züge durchaus selbsttätig. In gleicher Weise gibt eine offene Weiche dem Zug innerhalb einer gewissen Entfernung ein Signal. Ein auf die entsprechende Entfernung an eine Kreuzung oder an einen Endpunkt herannahender Zug signalisiert diese gefährlichen Stellen. Zudem können die Aufseher der einzelnen Punkte untereinander telephonieren und ebenso wird das Zugpersonal über den jeweiligen Aufenthaltsort der andern in der Nähe verkehrenden Züge unterrichtet. Die Einrichtung ist derart getroffen, daß, wenn der Zugführer als Signal ein gewöhnliches Aufleuchten einer in seinem Bereich befindlichen Lampe wahrnimmt, das mit einem schwachen Aufblitzen abwechselnd, er dann weiß, daß sich hinter ihm ein anderer Zug befindet, dessen Richtung durch ein Galvanometer ihm angezeigt wird. Er kann zudem für den Fall einer Unsicherheit des Verständnisses eine Wiederholung und Verstärkung des Lichtsignals erzielen.

Die russische Zensur überwacht nicht bloß die Sozialdemokraten und Revolutionäre, auch Tolstoi untersucht ihrer Fürsorge. Dem deutschen Professor Schäding wurden seine Feldzugsdenkmalen aus dem letzten russisch-türkischen Kriege, die er Tolstoi auf dessen Wunsch gesandt hatte, von der Zensur zurückgeschickt.

Die Kurzüge. In London hat sich nach der Wiener „Zeit“ eine „Liga der Kurzüge“ gebildet, die ständig mehr Anhängerinnen gewinnt. Die Mitglieder verpflichten sich — gegen Zahlung einer erheblichen Buße im Falle der Zuwiderhandlung —, mit Kleider zu tragen, die Boden und Pflaster nicht berühren und daher weder Staub noch Mitosen aufwirbeln. Auch in Amerika hat sich ein ähnlicher Verein, die „Fünffuß-Liga“, gebildet, deren Mitglieder wenigstens einen Zwischenraum von 5 Zoll zwischen dem Boden und ihrem Gewande lassen.

Der Fragekasten. In einer kleinen ostpreussischen Regierungsstadt, die auch als Ruheplätzchen gern von pensionierten Beamten aufgesucht wird, hat sich unter der Initiative eines alten Amtsgerichtsrats, A. D., ein wissenschaftlicher Debattierklub gebildet, der einmal wöchentlich zur Unterhaltung über gelehrte Themen zusammentreten soll. Aber die Sache will nicht recht gedeihen, es fehlt der nötige Schwung und, merkwürdigerweise, auch oft der nötige Stoff. Um nun seinem geistigen Kinde etwas auf die Beine zu helfen, ersticht der Vorsitzende einen Briefkasten, in den die Mitglieder im Laufe der Woche ihre Fragen hineinwerfen sollen, die dann der Diskussion die nötige Grundlage bieten. Der Briefkasten wird also feierlich „enthüllt“ und mit entsprechender Ansprache im Klubzimmer angehängt. Doch er bleibt leer. Wie oft auch der Herr Amtsgerichtsrat sehnsüchtige Blicke hineinwirft, niemand scheint recht Lust zu haben, auf diesem Wege sein Wissen zu bereichern. Endlich nach vier Wochen zeigt sich durch das Gatterwerk etwas weißes. Große Aufregung. Nachdem alles Platz genommen, öffnet der Amtsgerichtsrat gravitätisch den Kasten, nimmt den Zettel heraus, entfaltet ihn und verliest ihn unter allgemeiner Stille. Darauf stand mit verstellter Handschrift zu lesen: „Ihr seid ja alle Dummköpfe.“ Raslos blickt der Amtsgerichtsrat die Mitglieder der Tafelrunde an und läßt das peinliche Schweigen schließlich mit den Worten: „Aber, meine Herren, das ist ja gar keine Frage!“

Gräßliches Ehrenmitglied einer Schuhmacherzunft. Die Petersburger Schuhmacherzunft hat den Grafen Leo Tolstoi anlässlich seines Jubiläums zum Ehrenmitglied ernannt. Zur Erklärung dieser nicht gewöhnlichen Ehrung wird der „Düna-Zig.“ folgendes mitgeteilt: Tolstoi lehrt bekanntlich, daß der Mensch alles, was er brauche, selbst anfertigen müsse. Als nun der Dichter vor Jahren einmal den Winter in Moskau verbrachte, ließ er längere Zeit hindurch täglich einen Schuster zu sich kommen, um bei ihm Unterricht im Anfertigen von Stiefeln zu nehmen. Eines Tages fragte Tolstoi den Schuster: „Wunderst du dich nicht darüber, daß ich als Graf und wohlhabender Mann bei dir dein Handwerk lerne?“ Der offenbar philosophisch veranlagte Schuster erwiderte: „Warum soll ich mich wundern? Die vornehmen reichen Leute haben ja nichts zu tun; sie plagen vor Fett und ein jeder von ihnen hat seine Schrollen: der eine liebt Pferde, der andere Jagd; warum sollen Sie nicht zu ihrem Vergnügen Stiefel machen?“

Aus den Witzblättern.

„Wegendorfer Blätter“.

Angstlich. Dienstmädchen (welches in der Nacht hörte, wie die Madame ihren spät heimkehrenden Mann durchgeprügelt hat): „Ihre Kleider brauche ich wohl diesen Morgen nicht auszuklopfen, Herr Meier?“

Zur Mode. „Auf den Balkonplätzen der Varietés haben die Damen jetzt keine Hüte mehr auf?“ — „Nein; sie kommen mit ihnen nicht durch die engen Logentüren.“

Kaffiniert. „Ich glaub', man ist mir wegen des Weindiebstahls auf der Spur! Jetzt heißt es schlau sein — und rasch in den Antialkoholiker-Verein eintreten!“

Galgenhumor. Arzt: „Der Ohrklappen ist doch hin... den werde ich Ihnen schon abtrennen müssen.“ — Patient: „Meinetwegen; aber machen Sie wenigstens den Trennungsschmerz kurz!“

Böses Beispiel. Bäuerin: „Sommerfrischler nehm' i nimmmer! Jetzt möcht' mei' Mann aa niz mehr tun.“

Der Watschensepp. Probenbauer: „Andre Leut' verbeanen sich's Brot mit dō Händ' und mi' kostet s' allweil an Hausen Geld!“

Die naive Braut. „Deine Braut trifft schon Vorbereitungen zur Hochzeit!“ — „Ja, es scheint, sie macht sich Hoffnungen.“

Literatur.

Das Ideal der Freiheit, von Dr. Friedr. Naumann. 50 Pf. Buchverlag der „Hilfe“, G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Hier arbeitet Naumann heraus, was im heutigen Staats- und Wirtschaftsleben der Gedanke der Freiheit bedeutet. Das fesselnd und anregend geschriebene, dabei künstlerisch ausgestattete Werk liegt in allen Buchhandlungen zur Ansicht aus.

Im Verlage von J. S. W. Dieß Nachf. in Stuttgart ist soeben erschienen: **Die christliche Arbeiterbewegung in Deutschland,** von Aug. Erdmann. — Der erste Teil enthält: Die katholische Arbeiterbewegung, — der zweite: Die evangelische Arbeiterbewegung, — der dritte: Die christliche Gewerkschaftsbewegung — und der vierte Teil: Die christlich-nationale Arbeiterbewegung. VIII und 720 Seiten Großoktav. Preis broschiert 9 Mk., gebunden 10,50 Mk.

Der Verfasser — dem eine gründliche Sachkenntnis innewohnt — ist bemüht gewesen, eine zusammenfassende Darstellung zu geben, die durch eine reiche Materialsammlung, Programme und anderes aufs ausgiebigste unterstützt wird. Das Werk ist außer für den Sozialpolitiker für jeden, der mit der Arbeiterbewegung in irgend einer Beziehung steht, oder darin tätig ist, unentbehrlich.

Bezeichnungen. Lange, edige Gestalten mit Sakennasen oder starke Frauen mit dem stillen Glück hoffender Mütter auf dem Gesicht.

So ist das Frankenland, so ist Unterfranken. Mir wenigstens ist es so erschienen. In Bamberg gibt es gute, kleine Wirtshäuser und als ich am ersten Abend mit Freunden durch alte mondbeglänzte Gassen zog, betete ich, diesmal nicht ohne Grund, aber mit Inbrunst:

O heiliger Zeit von Staffelfein
Vergib uns unsere Sünden. A. F.

Die Krise.

I.

Ein junger Arbeiter ist durch eine lange Krise arbeitslos geworden. Aber er ist unverheiratet und hat einige Ersparnisse gemacht. So wird ihm die Arbeitslosigkeit nicht zu einer Zeit gräßlicher Sorgen und völligen Verjüngens in Elend, sondern zu einer Zeit merkwürdiger Entwicklung.

Er hat einen regen Geist und einen brennende Durst nach Wissen und Erkennen. Er hat schon immer gern und viel gelesen; aber so wenig bleibt haften, wenn der Körper müde ist und die Augen gern zufallen wollen nach zehnstündiger Tagesarbeit. So war die bisherige Abendlektüre bei dürftigem Petroleumlampen nur halb eine Lust und ein Gewinn. Nun aber hat er Zeit in verschwendlicher Fülle. Er kann den ganzen Tag lesen und lernen, vom Morgen bis Abend, und den nächsten Tag wieder, und den dritten und vierten und die ganze Woche und viele Wochen hindurch. Und er kann auf die Volksbibliothek gehen, sobald es dämmert und kann dort bei schönem Licht und behaglicher Wärme sitzen und lesen und denken und glücklich sein. Ach, eine herrliche, wonnevolle Zeit des Wachens und Werdens. Er fühlt von Tag zu Tag, wie sein Wissen wächst, seine Erkenntnis reift, sein Wille sich klärt, seine Seele sich weitet. Und er freut sich nun dieser unerschöpflichen Ruhezeit und er spart an Essen und Kleidung so viel er kann, um während der ganzen langen Krise so weiterleben zu können. Er wird ja dann wieder neue Ersparnisse machen können, aber jetzt will er alles hingeben, um dieses wundervolle Leben, dieses beglückende Studium durchhalten zu können.

Und einmal hat er ein wundervolles Buch gelesen und geht tief ergriffen heim. Und daheim, in der stillen Weisheit der Einsamkeit, da lassen ihm seine stürmenden Empfindungen keine Ruhe mehr: er muß schreiben, was er bei diesem Buche gedacht, gesehnt, gelitten hat. Es quillt aus tiefer Seele und so gelingt ihm gut. Er schickt es an eine Redaktion — es wird angenommen, abgedruckt und in zitternden Händen hält er die ersten erschienenen Mark. Ach, diese Seligkeit, auch einmal eine sichtbare geistige Arbeit geleistet zu haben, sie anerkannt und bewertet zu sehen.

Als die Krise zu Ende ist, wird er wieder Arbeiter wie zuvor und keiner seiner Arbeitskollegen ahnt, welche gewaltige Entwicklung die vergangenen Wochen ihm gebracht haben. Aber er selber fühlt sich nicht mehr mit der früheren Selbstverständlichkeit an seinem Arbeitsplatz. Er muß ja wieder am Schraubstock stehen, um zu leben — aber eine Sehnsucht brennt in ihm und macht ihn heimatlos: wird er immer, sein Leben lang, hier stehen müssen, oder wird es einmal anders werden? Und er seufzt nach weiterem geistigen Wachstum und er träumt von einem Leben in geistiger Arbeit. Er ist „begehrlich“ geworden nach geistiger Kultur, er kann sich nimmermehr für alle Lebensdauer zufrieden geben mit dem Los des stumpfen Arbeitstieres.

Nun kann er auch wieder nur abends, nur müde, nur zeitweise, nur in dürftiger Junggefellensbehausung lesen und sinnen und streben. Aber mit welcher anderer Anspannung und Hingebung, mit welcher Liebe und welcher Energie tut er es nun! Er hat einen Erfolg gesehen, er will nun weiterkommen. In die allgemeine Sehnsucht ist Ziel und Wille gekommen: er will sich durchbeissen, er will hinauf, er ist nun erst recht voll brennenden Verlangens, aus dem gellenden Werktagelärm in geistige

Söhnenluft zu kommen. Er wagt sich an schwierigere Bücher, er wiederholt die Versuche, seine Gedanken niederzuschreiben. Sein Zutrauen wächst mit seiner Übung. Jetzt kann ihn auch ein Mißerfolg nicht mehr entmutigen und abbringen.

Nach Jahr und Tag, nach rastloser Arbeit, nach vielen halbdurchwachten Nächten, nach strengem Verzicht auf Vergnügen, auf Liebe, auf Lebensbegehren, ist der Traum erfüllt, der in jener Krisenzeit ihm zum erstenmale vor der jagenden Seele gaulste: er hat eine kleine Bibliothek, er hat einen Schreibtisch, er lebt von seiner Schriftstellerei. Er hat endgültig aufgehört, Fabrikarbeiter zu sein, er hat sich ein Leben in geistiger Arbeit geschaffen. Und er ist glücklich dabei.

Aber nun kommt eine andere Sehnsucht, die er bislang mit Gewalt zurückgedrängt hat: wo findet er das Weib, das nun zu ihm paßt? Von proletarischen Instinkten durchglüht wie er, aber auch gewachsen und entporgewonnen wie er? Die Geliebte und die Gefährtin wo ist sie?

Auch eine Entfettungskur.

Von einem Dicken.

Ich besaß eine unbefiegbare Neigung zum Embonpoint und hing schon als Primaner wie eine Plunder am Reck. Mit dem Militär hatte ich dann noch mehr Pech, wenn man das traurige Verhängnis, einst ohne je den bunten Rod getragen zu haben, in das Grab steigen zu müssen, überhaupt mit jenem unentbehrlichen Schuhproduktionsmittel bezeichnen kann. Ich hatte nämlich die Hoffnung auf die leichte und schwere Kavallerie schon von vornherein aufgegeben und meldete mich gleich bei der beleibtesten Waffengattung, bei der Zubartillerie und zwar bei dem Regiment Nr. 3, das der Mainzer Schmalzköpfe nennt. Aber sogar den Schmalzköpfen war ich zu dick und auf der Generalmusterung wurde ich meines Bierbrauerbauches wegen dem Bandsturm ohne Waffen überwiesen, bei dem ich auf der untersten Stufe der Gemeinheit hängen geblieben bin. Der Zivildienst der Ober-Erstausschussion leistete sich damals noch den meine Ehrlichkeit anerkennenden, aber meine Körperbeschaffenheit unchristlich verhöhrenden Wit, daß hier jedenfalls Simulation ausgeschlossen sei.

Rechtsinnigerweise habe ich mir meinen Bauch lange Zeit gar nicht „zu Herzen genommen“. Nur wenn mich einmal jemand zufällig etwa unfaßt darüber stieß, pflegte ich den betreffenden jemand gutmütig darauf aufmerksam zu machen, daß er doch etwas vorsichtiger mit meinem Bauch umgehen möchte. Ich war sogar so leichtsinnig, meinen Bauch mit in die Ehe zu nehmen, wo er im geraden Verhältnis zu meinem negativen Vermögen und im umgekehrten Verhältnis zur Dichtigkeit meines Haupthaares stets wader zugenommen hat.

Selbst als mich das Schicksal in einen schlecht bezahlten Redakteurposten verwarf, stellte meine Wohlbeleibtheit das Wachsen nicht ein, was ich mir nicht anders als mit der „sitenden Lebensweise“ erklären konnte. Schließlich trug ich mich doch mit dem Gedanken an eine Entfettungskur und schwankte nur noch zwischen Karlsbad, Marienbad oder einem Seebade. Das heißt, ich schwankte nur, ob ich Karlsbader oder Marienbader Salz in das Trinkwasser rühren sollte. Das Seebade hatte ich, da ich als Tintenfisch an der Nordsee lebte, so wie so vor der Tür.

In dieser Zeit innerlichen Schwankens verschaffte mir nun mein Redakteurberuf die Einladung zu einer Reisekur in einem großherzoglich oldenburgischen Gefängnis. Da hier die „sitende Lebensweise“ in absoluter Vollkommenheit gepflegt wird, versprach ich mir keine große Wirkung von dieser staatlichen Entfettungsanstalt. Ich wäre vielleicht auch mit meinen 220 Pfund wieder glücklich in die Freiheit zurückgekommen, wenn nicht die oldenburgische Gefängnisverwaltung den Preßhütern die Selbstbefriedigung verweigerte.

Daraus suchte ich Nutzen zu ziehen und ich legte mir eine freiwillige Entfettungskur auf, die mir bei der wenig verlockenden Speisefarte der Staatspensionsküche nicht sonderlich schwer fiel. Ich aß also von dem gelieferten

ten Brot nur die Krusten und von der gelieferten Mittags- und Abendkost nur die Hälfte. Die Diät war etwa folgendermaßen: Vormittags sieben Uhr: ein halber Liter Kaffee mit zwei Brotkrusten; mittags zwölf Uhr: zehn Köffel Erbsen, Reis-, Bohnen- oder Gerstentuppe nebst zwei Brotkrusten; abends sieben Uhr: fünf Köffel unfermiere Suppe, die wie aus Strohhälften gekocht ausfiel und auch so schmeckte, nebst zwei Brotkrusten.

Diese prächtige Diät wirkte so erfolgreich, daß ich meine Weite immer enger schnallen und mich schließlich in meinen anfangs viel zu engen Leibrock förmlich einwickeln konnte. Da ich dem Gefängniswässer keinen Geschmack abzugewinnen imstande war, beschränkte ich die Flüssigkeitsaufnahme auf den Frühstückskaffee.

Der Erfolg der dreimonatigen Entfettungskur war so überraschend, daß ich beim Verlassen der Staatsentfettungsanstalt ein Nettogewicht von 162 Pfund konstatieren konnte, während ich die Kur mit einem Bruttogewicht von 210 Pfund begonnen hatte.

Nach der Kur hat die Zunahme nur langsam eingeleitet, so daß ich jetzt — drei Monate nach beendigter Kur — erst auf 180 Pfund Bruttogewicht gebracht habe. Ich könnte also — bei gleichmäßiger Zunahme — etwa im März 1909 wieder mein altes Gewicht von 210 Pfund erreicht haben; aber bis dahin wird wohl der vorförmliche Staat auch wieder eine Anweisung auf eine neue Entfettungskur für mich bereit liegen haben. Die Kurkosten sind nicht allzu hoch gewesen. Der oldenburgische Fiskus hat mir Kost und Logis, das er in hübsch altertümlicher Gemütlichkeit „Abnung“ zu benennen pflegt, nur mit einer Mark pro Tag berechnet.

Ich kann also meine Methode als durchaus probat empfehlen. Sie wird von keiner Milchkur erreicht. Leider zweifle ich, daß jeder Dide die nötige Energie besitzt, die Kur in Freiheit durchzuführen, da sie von sehr lebhaften Hungerphantasien begleitet ist, die uns die verlockendsten Tafelgenüsse mit sanftlich-verführerischer Greifbarkeit vor das geistige Auge zaubern. Um diesen Versuchungen, die in einer Staatspension durchaus ungefährlich sind, in der Freiheit nicht zu erliegen, rate ich, sich vor Beginn der Entfettungskur bei einem recht radikalen Blatte als verantwortlich zeichnender Redakteur anstellen zu lassen und eine Bürgermeisterbeleidigung oder etwas Ähnliches in das Blatt hineinzuschmuggeln. Man kann sie sich vorher von einem geschickten Rechtsanwalter der Vorsicht halber so aufheben lassen, daß sie gerade drei Monate einbringt; denn ein Monat könnte vielleicht nicht ausreichen und sechs Monate würden unter Umständen den Betreffenden gar zu sehr verdünnen.

R. W. in der „Zef. Bg.“

Aus allen Gebieten.

Pflanzenkunde.

Der Methusalem unter den Bäumen. Wenn die Naturforscher gewissen Bäumen, wie den Cedern des Libanon, dem Baum der Jungfrau in Aegypten, dem Kastanienbaum des Aetna, dem afrikanischen Baobab, der Wellingtonia in Kalifornien oder den Eufahypten Australiens ein mehrere Jahrtausende zählendes Alter zuschreiben, so sind dies stets nur ungewisse Vermutungen, denn sie gründen sich auf Beobachtungen, deren Richtigkeit sich nur in den seltensten Fällen wird erweisen lassen. Aber geseht auch, daß tausend, ja zweitausend Jahre festgestellt werden können, so bliebe ein solcher Baum immer noch hinter dem zurück, dessen Alter durch geschichtliche Nachrichten sicher bestimmt ist. Wir meinen den Feigenbaum (Ficus religiosa) von Anuradhapura auf Ceylon. Nachdem im vergangenen Jahre Jules Legler im Bulletin der belgischen Akademie der Wissenschaften ein allgemeines Bild jener gefallen und überwucherten Riesentatue entworfen hat, wendet er sich jetzt im letzten Heft einer Zeitschrift zu der größten Merkwürdigkeit der Trümmerstätte, eben jenem Feigenbaum. Wie uns der Mahawanjo, das alte Königsbuch von Ceylon, sagt, ist er im Jahre 288 vor Christi Geburt von dem König Debenipialissa gepflanzt, er hat somit heute ein Alter von 2188 Jahren erreicht. Das Reis, das der König in die Erde senkte, war dem Baum entnommen, unter dem einst Buddha

schlief, und so ward auch der neue Sprößling bald der Regenstand allgemeiner religiöser Verehrung. Alle Dynastien, die sich auf dem Throne von Anuradhapura folgten, pflegten den heiligen Baum, zahllose Pilger kamen aus dem weiten Gebiete der Buddha-Religion zu ihm, und jeder Priester schätzte sich glücklich, der für seinen Tempel einen Obleger jenes Feigenbaumes erhalten konnte. Der chinesische Reisende Fa-Hien, der im 5. Jahrhundert die Insel besuchte, erzählt in seinem Werke Soe-Kue-Si (Beschreibung der buddhistischen Reiche) eingehend von ihm. Alle Stürme, welche die Stadt zu bestehen hatte, sollte der Baum überdauern, die zahllosen Paläste und Tempel fielen in Trümmer und verschwanden unter üppigem Pflanzenwuchs, aber er grünte weiter. Und sind seine Äste auch zum Teil schon recht altersschwach, so daß sie durch Mauerwerk gestützt werden mußten, so ist doch der Stamm noch kerngesund. Millionen von Gläubigen sind schon zu dem Baume gepilgert und immer kommen neue. Dann schlagen sie in der Nähe ihr Lager auf, indem sie Palmblätter dachförmig zusammensteden und so vor Sonne und Rässe sich schützen, und bringen dem Priester, dem die Hut des Baumes anvertraut ist, eine ganz besondere Gabe, dann pflückt er ihnen ein Blatt vom heiligen Stamme, das sie dann als ein Kleinod verehren. Was nach der Chronik der König Debenipiotissa von dem Baume sagte: „Er wird grünen und blühen bis an das Ende der Zeiten“, das ist jetzt keine falsche Prophezeiung gewesen.

Gesundheitspflege.

Fleisch- und Pflanzennahrung. Der französische Biologe Revilliod hat nach dem Vorgange Babats die anatomischen Wirkungen ausschließlich pflanzlicher oder ausschließlich tierischer Nahrung auf den Darm untersucht. Während Vebat an Froschlurben die Feststellung machte, daß die mit pflanzlicher Nahrung großgezogenen Tiere einen längeren Darm bekamen als die mit Fleischnahrung großgezogenen, ergaben die Versuche Revilliods in Genf an Ratten abweichende Bildungen. Die Fütterungsversuche geschahen an weißen Ratten, von denen eine Gruppe nur Pferdefleisch, eine andere nur Mohrrüben, Kartoffeln und Salat, eine dritte Gruppe nur Milch erhielt. Genöthlich macht die Darmlänge bei den ausgewachsenen Ratten die sechsfache Körperlänge aus — bei den Weibchen die 6,2fache, bei den Männchen die 5,7fache. — Die Pflanzennahrung wirkt auf den Darm in der Weise ein, daß eine leichte Verlängerung des Dünndarms und eine stärker ausgesprochene Verlängerung des Dickdarms und des Blinddarms eintritt. Die Fleischnahrung beanlagt dagegen eine äußerst starke Verlängerung des Dünndarms, der sich namentlich auf dessen Verdauungsregion erstreckt und eine merklige Verkleinerung des Dick- und des Blinddarms. Die Länge des Dünndarms der fleischfressenden Ratten ist durch die chemischen Wirkungen des Fleisches und der Darmfäulnisbakterien hervorgerufen. Der kurze Darmkanal der fleischfressenden Tiere ist also durch langsame Anpassung an die Verdauung und Aufnahme einer reinen Fleischnahrung entstanden zu denken. Die größere Entwicklung des Darmes bei den Pflanzenfressern dagegen ist auf die starken mechanischen Reizungen der unlöslichen und sich im Darm fortziehenden Ueberreste der Pflanzenkost zurückzuführen. Bemerkenswert sind die Erfahrungen, welche man mit der Milchnahrung gemacht hat. Sie ergibt sich als ein ideales Nahrungsmittel, weil ihre chemischen Bestandteile von der Schleimhaut des Darmes leicht verdaut werden und keinerlei mechanische Reizung eintritt. Die Reaktion des Darmrohres besteht daher in einer Verkleinerung seines Durchmessers wie auch seiner Länge und zwar tritt das gleichmäßig in allen Teilen des Darmes ein. Dabei bewahren die Darmzotten, die stark aktionsfähigen haarartigen Botten im Innern des Darmes, eine Form, die ähnlich ist derjenigen in der frühesten Jugend, während welcher mit Muttermilch ernährt wird.

Allerlei.

Die Temperatur einer Acetylenflamme ist bisher recht verschieden geschätzt worden, und zwar von 2100 bis 2400 Grad. Die Versuche haben teilweise sogar nur einen Wert von 1400 Grad ergeben. Jedenfalls sind einige Teile der Flamme so heiß, daß sie den Schmelzpunkt des Platin übersteigen. Nun hat der englische Physiker Nichols neuerdings sorgfältige Messungen mittelst eines Apparates angestellt, der aus seinem Platin- und Platinrhodium-Draht bestand. Es ergab sich die Temperatur des heißesten Teiles der Acetylenflamme zu 1920